

Karlheinz A. Geißler



Alles hat
seine Zeit,
nur ich
hab keine

*Wege in eine neue
Zeitkultur*



Karlheinz A. Geißler
Alles hat seine Zeit, nur ich hab keine
Wege in eine neue Zeitkultur
ISBN 978-3-86581-465-4
272 Seiten, 13 x 20,5 cm, 12,95 Euro
oekom verlag, München 2014
© oekom verlag 2014
www.oekom.de

Alles hat seine Zeit –
Die Zeit der Vormoderne

»Der Tag begann für mich bereits um vier Uhr, sobald es einigermaßen hell war. Ich richtete mich immer nach der Helligkeit und nicht nach der Uhr. Eine Uhr brauchte ich damals nicht, und ich trage auch heute noch keine. Was zu tun ist, sagte mir immer meine innere Uhr. Es ist dann schon auch vorgekommen, dass ich sogar nach langer Zeit schlechten Wetters nicht mehr genau wusste, welcher Wochentag heute war. Das war aber auch nicht wichtig, ich hatte keine Termine, und die Dauer der Almzeit wurde vom Wetter bestimmt. Ich lebte ohne Zeitdruck, nur mit dem Vieh und der Natur.«

Wer würde nicht gerne so leben – zumindest irgendwann einmal, am besten so zwei Wochen im warmen, nicht allzu verregneten Hochsommer. Es ist eine Sehnsucht, die der Luxus gebiert. Wir können uns heute diese und andere Sehnsüchte leisten, weil wir wissen, dass wir so, wie geschildert, leben können, aber nicht leben müssen. Jederzeit können wir aussteigen aus dem Ausstieg. Auch der 1938 geborene Josef Dichtl, der »Dichtl Sepp« aus Eschenlohe, hatte diese Möglichkeit. Er nämlich ist es, einer der letzten Hirten des bayerischen Oberlandes, der seinen »zeitlosen« Tagesablauf in den oben zitierten Worten zu Protokoll gab. Er erspürte, worauf es ankommt, wenn man heutzutage Eindruck machen will: Man muss die Sehnsüchte der Menschen ansprechen. Eine der größten und am meisten verbreiteten ist heute der Wunsch, in harmonischem Einklang mit den Zeiten der Natur leben zu können. Der Dichtl Sepp ist kein altmodischer, er ist ein moderner Mensch. Zwar lebt er nicht modern, aber er denkt modern, redet und schreibt auch so. In unverkennbar schwärmerischem Ton redet er davon, dass er keine Uhr braucht, keine Termine macht, auch keine hat, und dass er die Wochentage einfach mal eine Zeit lang vergessen kann. Er lebt die Zeit, als sei sie ein zeitloses Paradies. Um das tun und sich darüber freuen zu können, muss man Zeitdruck kennen, schon mal einen vollen Terminkalender gehabt und unter dem Diktat der Uhrzeit gelitten haben. Nur dann und nur so kann man das alternative Leben in der Art und Weise

beschreiben, wie es der Dichtl Sepp so anschaulich und sehnsüchtig machend tut. Was er uns mitteilt, ist ja vor allem die Botschaft: »Ich brauche eure Zeit nicht! Ich verzichte auf euren Uhrzeitterror und eure Termindiktatur. Von eurer Zeit lass ich mich nicht drängen. Ich zeig euch, wie's anders geht. Ich mach euch neidisch!«

So ganz aber stimmt das natürlich nicht; er schwindelt etwas, der Dichtl Sepp. Auch er weiß, was Uhren sind und wie sie funktionieren, auch er verabredet Termine und weiß aus eigener Erfahrung, was Zeitdruck ist. Ansonsten wäre er gar nicht imstande, seinen Aussteigeralltag vom gehetzten Dasein der Menschen im Tal abzugrenzen. Auch der Dichtl Sepp muss Termine machen und einhalten, vielleicht nicht viele, aber zumindest die mit den Bauern, deren Vieh er auf der Alm hütet (etwa beim alljährlichen Almauftrieb oder Viehscheid). Er weiß natürlich, was Zeitdruck ist, hat ihn schon selbst erfahren, sonst könnte er nicht so stolz von seinem zeitdruckfernen Almleben, von seinem Aussteigeralltag berichten. Er braucht ja auch all die Eile, das Gehetze und die vielen Termine, die den Alltag im Tal bestimmen, er braucht sie zumindest, um sich davon ganz bewusst und absichtlich abzugrenzen, um sich seiner Sonderstellung bewusst zu sein und sie so zu genießen. Er stimmt das sehnsüchtig machende, auch ein wenig sentimentale Lied eines von der Uhrzeit unabhängigen Lebens an, das auf der Rückseite all jener Schallplatten zu finden ist, deren Vorderseite den Dauerhit vom Zeitsparen offeriert. Und man weiß ja, die allermeisten Schallplatten – zumindest galt das für die Zeit, als man sie noch zu kaufen bekam – werden von den wahren Kennern wegen ihres Songs auf der Rückseite erworben.

Das und anderes mehr gilt es zu bedenken, wenn, was der Dichtl Sepp in der ihm eigenen sympathischen Art schildert, zu dem Wunsch wird, naturnahe Zeiterfahrungen zu mehr als nur zu einer Art Abenteuerurlaub mit Kuh und Hochgebirgsblick machen zu wollen. Entschließt man sich ernsthaft dazu, dann zumindest sollte man zur Kenntnis nehmen, dass die Natur und deren Zeiten nicht nur freund-

lich zu den Menschen sind. Natur kann brutal und zuweilen – ist man ihren Gewalten schutzlos ausgeliefert – auch lebensgefährlich sein. Diese rauen und bedrohlichen Seiten der Natur kommen jedoch in der Bergbauernromantik des Dichtl Sepp nicht zur Sprache. Kein heutiger noch so konsequenter und radikaler Ausstieg auf Zeit wird den Alltagserfahrungen, die man in der Vormoderne gemacht hat, gleichen. Kein Mensch in unseren Breiten kommt in die Situation, zum Überleben Kastanien und irgendwelche Kräuter essen zu müssen, weil die Ernte durch Hagelschlag vernichtet wurde. Und bei unseren Ausflügen in die uhrzeitlose Zeit können wir uns darauf verlassen, im Notfall von einem Hubschrauber der Bergrettung in die tiefer gelegene Gegenwart zurückgeholt zu werden. Das alles spricht nicht gegen solche nostalgischen »Zeitreisen«. Entschließt man sich zu ihnen, sollte man es jedoch mit dem Bewusstsein tun, dass die Nostalgie eine der charmantesten Verführerinnen ist.

Zeit der Natur – Natur der Zeit

Im Frühtau zu Berge ...

Sie existierte einmal, die Zeit, als die Zeit noch Zeit hatte. Es war die Zeit, als die Menschen ohne Uhr lebten und die Zeit noch keine Mangelware war. Zeitdruck war annähernd unbekannt, Klagen über Zeitkonflikte und Zeitnöte ebenso, und keinem Menschen kam es in den Sinn, einen Gesprächspartner mir nichts, dir nichts auf der Straße mit der Ausrede stehen zu lassen: »Tut mir leid, keine Zeit!« Das Leben zu dieser Zeit hat wenig mit der Welt- und der Zeitanschauung und genauso wenig mit der Art des Umgangs mit Zeit zu tun, wie wir sie heute für selbstverständlich halten. Auch gibt es aus damaliger Zeit keine Berichte über ähnliche Sehnsüchte wie sie heute kultiviert werden, um sich der Hast des Alltags für einige Zeit zu entziehen.

Dieser Zeit vor dem Zeitdruck und vor der Erfindung und der Verbreitung des Zeitmanagements geben wir den Namen »Vormoderne«.

Das war zugleich jene Epoche, in der man sich die Erde als Scheibe und als Mittelpunkt des Universums vorstellte. Zu dieser Zeit starben die weitaus meisten Menschen an dem Ort, an dem sie auch geboren waren. Es war die Zeit, als man beim ersten Sonnenstrahl das Bett verließ und sich mit dem letzten wieder in die Federn kuschelte. Die Menschen waren sesshaft, blieben am Ort und machten ihr Testament, wenn sie sich, was nur sehr selten vorkam, auf Reisen begaben. Selbst Goethe, ein Bewohner der zu seiner Zeit längst modern gewordenen Welt, setzte sich vor seiner als Reise getarnten Flucht nach Italien noch hin und regelte seinen letzten Willen. »Die Welt«, so eine lange Zeit gebräuchliche Redensart aus der heute längst nicht mehr randständigen Oberpfalz, »ist groß, und hinter Straubing soll's noch weitergehen.« Heute weiß man, dass diese vormoderne Vermutung nicht ganz unbe-

rechtigt war. Das Risiko, sich zu weit von zu Hause zu entfernen, um – unversehens am Ende der Welt angekommen – in die Tiefe zu stürzen, wollte man auch aus Gründen der Gottesfürchtigkeit nicht austesten. Darauf zielt auch der Hinweis Dantes in seiner *Göttlichen Komödie*, dass die Säulen des Herakles die Meerenge von Gibraltar in erster Linie deshalb bewachen, »damit nicht weiter sich der Mensch begeben«.

Kennzeichen der hier »Vormoderne« genannten Epoche ist die enge Verbindung des gesamten Lebens – insbesondere auch der Arbeit – mit den periodischen Abläufen des Kosmos und der Natur. Man war in der Vormoderne in der Zeit zu Hause. Was wir heute »Zeitbewusstsein« nennen, folgte den zyklischen Wiederholungen der Natur, speziell der Jahreszeiten, und den Erscheinungen und regelmäßigen Abläufen am Himmelszelt. Das galt in erster Linie für die bäuerliche Arbeit, von der die überragende Mehrheit der Bevölkerung damals lebte. Zeit und Raum wurden stets qualitativ und nur ganz selten quantitativ betrachtet. Das Werden und Vergehen offenbarte sich als Rhythmus, in dem jede Phase ihren eigenen handlungsorientierenden Bedeutungscharakter hatte – einer Note in einer Melodie vergleichbar. Zuvörderst waren es die Rhythmen der Natur und die in Traditionen und Bräuchen verankerten sozialen Ereignisse, Feste und Feiern, an denen die vormoderne Menschen und die sozialen Gemeinschaften ihr Tun und Lassen ausrichteten und die ihnen als Maß für die Festlegung von Zeiträumen und Perioden dienten. In ihnen sehen Zeitforscher heute die einflussreichsten »Zeitgeber« des vormodernen Lebens. Das Zeitbewusstsein stand dabei in engem Zusammenhang mit sicht- und ablesbaren Himmelserscheinungen, in südlichen Ländern mit dem Wechsel von Regen- und Trockenzeiten, dem Umlauf der Erde um die Sonne und den Phasen und Rhythmen des tierischen und pflanzlichen Wachstums. Anhaltspunkte für die Ordnung des Vergänglichen suchte man an dem sichtbaren Verlauf der Gestirne, an der Wanderung des Schattens, den Veränderungen des Wetters, den Rhythmen der Gezeiten, dem Wachstum der Pflanzen und der Abfolge der menschlichen Lebensphasen.

Die Menschen lebten in der Natur und mit der Natur und ließen sich vom Echo der Naturereignisse in ihrem Tun und Lassen lenken. Sie gingen mit den Hühnern schlafen und ließen sich vom frühmorgentlichen Hahnenschrei wieder aus dem Bett vertreiben. Rhythmen und Zyklen, vielerorts auch durch Glockensignale hörbar gemacht, organisierten nicht nur den Alltag, sondern auch die Zeitwahrnehmung der Menschen sowie die Einschätzung, die Beschreibungen und die Erklärungen zeitlicher Abläufe. Selbst größere Siedlungsgemeinschaften kamen, was heutzutage schwer vorstellbar ist, in der Vormoderne ohne abstrahierende Zeitmessung und ohne Stundeneinteilung aus.

Der vormoderne Mensch redete nicht über »Zeit«. Warum auch sollte er das tun? Er redete übers Wetter und dessen Wandel. Zeit war das Wetter, wie sich das ja bis heute in den romanischen Sprachen in dem Sachverhalt widerspiegelt, dass dort »Zeit« und »Wetter« ein und derselbe Begriff sind. Auch heute reden die Menschen in Lebenslagen, in denen sie sich vom Zeitdruck entlastet fühlen, keine Eile und auch keine dringenden Termine haben, mit Vorliebe vom Wetter.

Auch die Amundawa, ein im brasilianischen Regenwald lebendes indigenes Volk, das 1986 erstmalig Kontakt mit der Außenwelt hatte, besitzen kein eigenes Wort für »Zeit«. Wie ja auch die Europäer in vormodernen Zeiten denken und reden sie über Ereignisse und Abfolgen von Ereignissen, wie denen des Wetters, nicht jedoch über »Zeit«. Eine Vorstellung von »Zeit«, die losgelöst von Ereignissen vergeht, eine solche Idee existiert bei den Amundawa nicht. Sie zählen ihr Alter nicht nach Lebensjahren, können das auch gar nicht, und wechseln stattdessen je nach familiärem und sozialem Status ihre Namen mehrmals im Leben. Die Grenzen der Sprache sind auch die Grenzen ihrer Welt, wie das generell für die Menschen gilt, den vormodernen europäischen Bauern ebenso wie für den postmodernen Computerfreak unserer Tage.

Wie der Indianer im brasilianischen Urwald noch heute, so schwamm man im mittelalterlichen Europa mit und in der Zeit. Jedoch

nicht, wie wir das in unseren Tagen tun, in einem rasch fließenden, begradigten Fluss, sondern gleichsam in einem ruhigen, wenig bewegten, stillen See. Man blickte weder vom Ufer, aus der Distanz auf die Welt, noch schaute man, wie das heute so gerne getan wird, den Menschen bei ihrem ernstesten Spiel mit der Zeit vom Hochsitz des Überblicks zu. Der vormoderne Mensch war stets Teil der Welt und Teil der Zeit, und er fühlte und verhielt sich auch entsprechend. Weltanschauung, Zeitanschauung, das war zuallererst Naturanschauung. Kein Wunder, denn die weitaus meisten damals lebenden Menschen waren in der Landwirtschaft oder in kleinen Werkstätten als Handwerker tätig. Eingerahmt wurde ihr Arbeitsalltag durch die Zeitsignale der Morgen- und der Abenddämmerung. Auch das Arbeitspensum und das Arbeitstempo waren eng mit Naturabläufen verbunden. Die Menschen waren, ohne sich bewusst dafür entschieden zu haben, eins mit der Natur. Sie konnten gar nicht anders und durften, wenn ihnen später nicht die Hölle drohen sollte, auch nicht anders.

Organische Zeit

Die Natur war zwar nicht immer und überall aufseiten der Menschen, doch im Gegensatz zu heute stets sehr nahe bei ihnen. Den Lebensmitteln, die man zum Leben und Überleben nötig hatte, konnte man vom Kirchturm aus beim Wachsen und Reifen zusehen. Durch Geburt und Stand waren das Leben und dessen Ausgestaltung fest in eine als unveränderlich geltende Sozialstruktur eingebettet. Ein über den Erhalt der Existenz hinausgehendes Erwerbsstreben galt als unlauter und wurde nicht, wie das heute der Fall ist, belohnt und gefördert. Die Regeln des Lebens und die Regeln des Arbeitens waren identisch, sie unterschieden sich nicht. Bis zur Erfindung der Teilung des Tages in eine Zeit der Arbeit und eine der Freizeit vergingen noch etliche Jahrhunderte.

Die zeitliche Struktur des Alltags ergab sich aus dem, was zu tun war. Und zu tun war nicht nur das, was Arbeit verlangte, sondern auch

Alles • hat
SEINE

Prediger Salomo

Zeit...

das, was ein ehrbares und gottesfürchtiges Leben, was die Gemeinschaft und die Traditionen verlangten. Zeit war eine göttliche Schöpfung, dem Menschen nach der Vertreibung aus dem zeitlosen Paradies zur Bewährung gegeben. Die zeitliche Abfolge des handwerklichen und des bäuerlichen Lebensvollzugs war auf die dauerhafte Stabilität der natürlichen und der sozialen Existenzgrundlagen hin ausgerichtet. Man arbeitete, um zu leben und zu überleben. Wir sprechen, wenn wir eine solche Ökonomie beschreiben, heute von einer Subsistenzwirtschaft. Darin hatte jedes Geschehen, alles seine eigene Zeit. Niemand kam auf die Idee, die Zeitgenossen aufzufordern, bei der Arbeit »mehr Gas« zu geben. Pflichtvergessen handelten all die, die kein »Genug« kannten, die mehr arbeiteten als notwendig und traditionell üblich war. Thomas von Aquin warnte in diesem Zusammenhang von »unnatürlicher Begierlichkeit«. Das heute verbreitete und von der Werbeindustrie geförderte Verlangen, mehr und immer mehr haben und erreichen zu wollen, war in vormodernen Zeiten wenig ausgeprägt. Es hätte sich »wider die natürliche Ordnung und wider Gott« gerichtet.

Man blieb, was man war. Von Geburt an war man Handwerker oder Bauer, und blieb das bis zum Tod. Man hatte nicht nur den jeweiligen Beruf (der immer auch einen Stand repräsentierte), man übte ihn nicht nur aus, man fühlte sich ihm auch verpflichtet und berufen – und das ein Leben lang. Das, was sich veränderte, veränderte sich nicht durch Entscheidungen mutiger Personen, sondern durch die umgebende natürliche Umwelt und/oder die soziale Mitwelt, in die man sich wie selbstverständlich eingebettet sah. Die Arbeitszeit variierte mit den Jahreszeiten, also mit der Länge des lichten Tages. Es war das Sonnenzeitmaß, das die Grundgeschwindigkeit der Natur und auch die der Menschen und dessen, was sie taten und ließen, bestimmte. Im Sommer reduzierten die Bauern die Zeiten ihres Schlafes auf die wenigen Stunden der Dunkelheit, im Winter hingegen schliefen sie so lange, dass man auf die Idee kommen konnte, der Mensch hätte die Anlagen für einen ausgiebigen Winterschlaf.

Will man diese Zeit der mitteleuropäischen Vormoderne charakterisieren, so bietet sich an, sie eine »organische Zeit« zu nennen. Die Zeitorganisation und das Tempo des Handelns richteten sich in erster Linie an den zu bewältigenden Tätigkeiten und Aufgaben aus. Eine Trennung in unterschiedliche Lebensbereiche und Lebenswelten war unbekannt. Ruhezeiten, Feiern, Beten, Essen und Trinken wurden ganz selbstverständlich in den Arbeitsprozess integriert. So etwas wie »Freizeit« existierte in der Vormoderne nicht. Die praktizierte Einheit von Arbeit und Leben kannte keine abstrakten Zeitmaße, sie hatte sie auch nicht nötig. Der Mann auf dem Feld, die Frau im Stall, die Großmutter in der Küche, ihnen allen war nicht geläufig, in welchem Jahr sie sich jeweils befanden. Bekannt und wichtig waren ihnen die Namen der Heiligen, die jedem Tag seine Besonderheit verliehen. Noch bis ins 17. Jahrhundert hinein, so lässt es sich aus Chroniken, speziell aus Geburtsregistern, ersehen, konnten die wenigsten Menschen das Jahr oder das Datum ihrer Geburt beziffern. Von Michael Pacher beispielsweise, dem wir eine Reihe herrlicher gotischer Hochaltäre zu verdanken haben, ist uns weder das Geburtsjahr noch der Geburtsort bekannt: »Zwischen 1428 und 1435 im Pustertal« lauten die offiziellen Auskünfte. Von anderen weiß man, so ist es in einer Chronik vermerkt, dass sie »zwei Tage vor der Geburt der Jungfrau Maria« das Licht der Welt erblickt haben. Andere, die dann meistens »Johannes« hießen, wurden »am Namenstag des Heiligen Johannes des Täufers« geboren. In welchem Jahr das war, ist nicht überliefert. Niemanden hat das damals interessiert, und kein Mensch hatte das Bedürfnis, dem Tag ein Datum zu verpassen. Geschichten begannen mit der märchenhaften Zeitbestimmung: »Es war einmal ...« und sie endeten mit dem Hinweis: »Und wenn sie nicht gestorben sind ...«. Ein modernes Revival einer solchen Zeiterfahrung findet man in Thomas Manns *Zauberberg* an der Stelle, als Hans Castorp bei seinem sich in die Länge ziehenden Aufenthalt auf dem Berghof sein Alter vergisst. Eine andere Wiederaufführung kam kürzlich (im Jahr 2010) in Hamburg bei einem Verfahren gegen somalische Piraten auf die Bühne

eines Gerichts. Vom Richter nach seinem Geburtstag und Geburtsort gefragt, gab einer der Angeklagten die inhaltsreiche Auskunft: »Geboren bin ich in der Regenzeit vor 24 Jahren unter einem Baum.«

Kosmische Zeitgeber

Beabsichtigt man, wie es hier versucht wird, die Qualität des Umgangs mit »Zeit« im vormodernen, uhrzeitlosen Zeitalter zu schildern und zu bewerten, ist man gut beraten, bei der Verwendung des Begriffes »Zeit« Vorsicht walten zu lassen. Der vormoderne Mensch blickte nämlich ganz anders auf das Werden und Vergehen als der im 21. Jahrhundert lebende. Er nahm »Zeit« anders wahr und verstand auch anderes darunter als wir postmodernen Zeitgenossen. Sprechen wir heute von »Zeit«, dann reden wir über etwas anderes als ein mittelalterlicher Mensch, wenn er zeitliche Phänomene in den Blick nahm und beschrieb. Ist »Zeit« für uns heute Übergeschäftigen eine vom konkreten Geschehen abstrahierende Kategorie zur Beschreibung einer Abfolge von Ereignissen, so war sie für die Bauern und Handwerker der Vormoderne immer ein erfahrungsintensives Ereignis. Menschen, die die Natur nicht, wie es heute der Fall ist, als ihre »Umwelt« begreifen, die sich vielmehr als Teil der Natur verstehen, lassen sich ihre Zeit nicht von Terminkalendern, Chronometern und Fünfjahresplänen vorgeben, sondern von den Jahreszeiten, dem Stand der Sonne und der Sternenkonstellation und – regional unterschiedlich – auch noch von der Niederschlagsmenge, dem rhythmischen Wachsen und Vergehen der Pflanzen, dem Verhalten der Tiere und den Signalen des eigenen Körpers. In Küstenregionen, wo der Fischfang die Nahrungsgrundlage der Menschen bildete, waren zusätzlich noch die Gezeiten, also der Rhythmus von Ebbe und Flut, wichtige Zeitgeber. – Alle Zeitgeber werden von drei kosmischen Dynamiken bestimmt:

- Der Rotation der Erde um ihre eigene Achse. Verantwortlich ist diese für den Zeitgeber »Licht«, also den täglichen Rhythmus von Helligkeit und Dunkelheit.

- Der Rotation des Mondes um die Erde, eingeschlossen die Rotation des Mondes und die der Erde jeweils um ihre eigenen Achsen. Sie sind die Zeitgeber für die Monate, die der Gezeiten und mittelbar auch für die der Wochentage.
- Der Rotation der Erde um die Sonne. Sie bestimmt die Jahreszeiten, die sich ändernden Längen von Tag und Nacht und den Wechsel von Regen- und Trockenzeiten.

Aussaat, Ernte, Jagd und Fischfang, ebenso aber auch der Hausbau und viele soziale Ereignisse wie Feiern und Feste wurden direkt und indirekt in Anlehnung an diese Zyklen zeitlich markiert. Auch aus diesem Grund redete zu dieser Zeit niemand über »Zeit«, sondern über die kosmisch verursachten Ereignisse wie Dunkelheit und Helligkeit und das Wetter. Ein Zeitmanagementseminar – das gilt auch für das Buch, das Sie gerade lesen – wäre so ziemlich das Absurdeste gewesen, was man sich damals hätte vorstellen können. Man verrichtete sein Tagewerk, wie es der Gewohnheit, der Tradition und den lokalen Bräuchen entsprach. Niemand hatte das Bedürfnis, die Zeit durch präzise Zeitangaben klein zu hacken, kein Mensch auch den Wunsch, die Tageszeiten nach eigenen Vorstellungen und Absichten zu planen oder gar zu verplanen. Es reichte vollauf, wenn man vom »Einbruch der Nacht«, vom »Sonnenaufgang«, vom »Mittag« oder von der »Zeit zum Melken« sprach. In der aufgaben- und naturnahen Zeitordnung des Werdens und Vergehens drückte sich, so das vormoderne Weltverständnis, der Wille der Götter beziehungsweise der – so im christlichen Abendland – des einen Gottes aus. Die Natur und ihre Zeit mit all ihren schöpferischen, aber auch mit ihren zerstörerischen Seiten, waren der Ausdruck des unergründlichen Willens Gottes. Dem aber durfte man, wollte man sich nicht dem Vorwurf gotteslästerlichen Handelns aussetzen, nicht durch eine von Menschen gemachte Zeitplanung und Zeitorganisation ins Handwerk pfuschen.